Nummer 106 Dienstag, 6. Mai 1924

Berliner Familien-Zeitung

Zwischen den Dünen

Roman von Kurt Küchler

[29. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Fischer, die dabei waren, ihre Fahrzeuge zu rüsten und ins Wasser zu schieben, um bei abschwächendem Wind vor den kommenden Stürmen des Winters einen letzten Fischzug zu wagen, halfen dem heimgekehrten Fahrzeug des Fremden unter lautem Gesang aufs trockene Land, als wäre er einer der ihren. Sie rissen die kleinen Augen weit auf, als Piet sich mit einem langen und schweren Fisch belud, der aussah wie ein gewaltiger Dorsch. Er hatte den Kopf des Fisches auf einen Angelhaken gespießt, ihn über die Schulter geworfen, so daß er lang, schwer und schimmernd den Rücken hinabbing und bei jedem Schritt, den er stapfte, mit dem Schwanz gegen die Kniekehlen schlug.

Bork blieb noch eine Weile beim Boot und ließ den Blick über die Steuerbordkante gleiten, die in schöner Biegung hinausschweifte zum stolz ragenden Bug. Er blieb haften auf dem altertümlich verschnörkelten Namen Beata Theedens.

„Ich will dich umtaufen, mein Boot", dachte er plötzlich.

Er blieb noch eine Weile wie nachdenkend stehen, dann ging er davon, den Strand hinauf in der Richtung nach Skagen.

28.

Nach einer Stunde kam er zurück. Der lange Strand war leer. Nur ein paar Kinder sammelten Wrackholz aus dem tiefen, krappwelligen Sand. Haare und Kleider flogen im Wind. Schwer rauschte die Brandung ihren ewig gleichen Gesang.

Bork hatte in Skagen Pinsel und Farben gekauft. Er machte sich gleich ans Werk. Der Ausdruck seines Gesichts war ernst. Die Stirn lag in Falten. In seinem Blick war ein starker, seltsam erregter Glanz.

Mit breitem, schwarzem Pinsel tilgte er auf beiden Seiten den Namen Beata Theedens.

Dann hockte er wartend im Sand. Sein Blick hing fest in den schwarzen, schwerleibigen Wolkengebilden über der östlichen Kimmung. Weit draußen, kleine, gelbliche Punkte, kreuzten die Boote Bork sah sie nicht. Sein Gesicht blieb unbewegt, wie eingespannt in Gedanken, die immer das gleiche umkreisten. Sein Atem ging ruhig. Der Glanz in seinen Augen war tief und still.

Zwei Stunden später war die schwarze Farbe so trocken, daß Bork zum Pinsel griff. Als die Turmuhr der kleinen Kirche von Skagen ihre langsam, dunkel und zitternd herüberwehenden Mittagsschläge ertönen ließ, stand dicht unter der Reeling auf beiden Seiten in einer steilen, lateinischen Schrift, wie Brustfedern von Möwen so rein und weiß, der Name: „Ingried".

Bork trat einen Schritt weit zurück.

Ingried . . . schneeweiß auf tiefstem Schwarz . . . Licht auf Finsternis . . .

Unverwandt, wie schwer aus tiefen Träumen, ruhte sein Blick auf dem Namen. Der schien lebendig zu werden, Gestalt zu gewinnen, wundersam rein und süß in Linien und Form.

Er schloß die Augen.

Seltsam, auf- und niedersteigend, wie eine Welle, ging durch sein Herz ein Gefühl, zwiespältig und dennoch tief innen zusammenfließend: Schmerzlichkeit unvergänglicher Not und inbrünstig die Sehnsucht nach neuem Leben.

„Laß mich leben, Ingried," sprach unbewußt eine Stimme in ihm, „bei deiner Liebe, die allmächtig war, ach, laß mich auferstehen . . . Ein jeder Tag, der mich lebendig läßt, ist dennoch Buße, bis zur Erlösung."

Er stand noch lange, mit geschlossenen Augen, wie eingegraben in Traum. Unablässig, wie dunkles Flügelrauschen, ewig in gleichem und starkem Ton, umfang ihn der Wind, aus endlosen Sphären die brausende Stimme des Alls. Sie drang in sein Blut, schwang um sein Herz und machte es still.

Eine Schar weißer Möwen, die über ihn hinzog mit schwirrenden Flügeln und wildem Geschrei, machten ihn wach. Sie kämpften wütend gegen den Wind und kamen kaum von der Stelle. Sie waren ein einziger Schrei, ein einziges Flügelgeflatter, ein einziger, zorniger Wille. Und der Wind, der harte, kalte, aus vollen Lungen blasende Wind bezwang sie nicht.

Sie leben, dachte der Mann, der sie mit brennendem Blick verfolgte, bis sie mit schrägem Flug am Leuchtturm vorbei zwischen den Dünen verschwanden.

Eine Seeschwalbe schweifte mit schnellen Flügeln fein Knie.

Sie lebt, dachte der Mann, sie lebt . . .

Vor seinem Fuß, aus einer Welle von Sand, streckte ein kleiner, schmächtiger Halm sich in die tönende Luft.

Er lebt, er lebt . . .

29.

Nachmittags, kurz nach drei, machte er sich auf den Weg nach Madsens Hotel. Das Gehen wurde ihm leichter als sonst. Er hatte gelernt, die Füße aus dem Sande zu heben, in der Art, wie die Leute von Skagen es taten, ging ohne Beschwer, als gehörte er zu ihnen seit Jahren.

Vor Kares kleinem Haus, fast ohne daß er es wollte, unmittelbar neben der Tür machte er halt. Es fiel ihm ein, wie sie vor ihm gestanden hatte in seinem Haus, zerzerrt von Leid, geplagt vom Gewissen, hungrig nach Erbarmen von Gott und Menschen. Er hatte sie von sich gelassen ohne ein Wort.

Unwillkürlich, wie getrieben von Zwang, dem er nicht zu widerstehen vermochte, klopfte er an das schwarze Holz ihrer Tür. Er hörte einen lauten, klagenden Schrei.

Rasch trat er über die Schwelle und sah: sie war nicht allein. Vor ihr, in der Mitte des kleinen, niedrigen Raumes, stand ein Mann. Er erkannte an dem langen, spitzbärtigen Gesicht den Krämer Twist, der heftig herumgefahren war beim Geräusch der zufallenden Tür.

„Ah, sieh da," rief, rasch beherrscht, mit einem erzwungenen Lachen der Krämer, „der Herr v. Bork, wahrhaftig, der Herr v. Bork!"

Hastig trat er heran und streckte die Hand nach ihm aus, die Bork übersah.

„Ich habe mit Frau Taneeren zu sprechen", sagte finster der Deutsche.

„So so", entgegnete Twist, und zog die pechschwarzen Brauen nach oben. „Mit der Witwe Taneeren, na ja!" Er grinste. „Düffeltuch kaufen, nicht wahr? Ausgezeichnete Ware! Die Witwe Taneeren versteht sich aufs Weben, dear Sir. first class, first class!"

Er unterbrach sich mit einem lauten Lachen und rief:

„Excuse me Sir, daß ich englisch parliere, aber ich habe bis gestern geglaubt, daß Sie ein Englishman sind, werter Herr. Freut mich, Herr Bork, von der Thode, die, wie Se wissen, dem alten Oberlotsen die Suppe kocht, den Fisch brät und das Bett macht, gehört zu haben, daß der Herr Kapitän Bork kein foolish Englishman sind, sondern ein vernünftiger Deutscher. Ich liebe die Deutschen, bin ein halbes Jahr lang in Hamburg gewesen, alles first class, besonders die jungen Damen, wenn sie", er lachte gemein, „über den Jungfernstieg gehen. Jungfernstieg! Ich sag' Ihnen, Frau Kare, die Lange Reihe in Kopenhagen ist nichts gegen den Jungfernstieg an der Alster in Hamburg."

„Lassen Sie Ihr Geschwätz!" unterbrach Bork ihn schroff.

„Pardon, mein Herr!" Er grinste aufs neue. „Will länger nicht stören. Much obliged. Au revoir. Good bye. Adieu! Wünsche beiderseits eine vergnügliche Nacht!"

Er lachte bissig, drehte sich um und verließ mit einer Grimasse die Stube.

Die beiden Menschen sprachen lange kein Wort. Bork am Fenster sah, wie der Krämer schräg die Straße querte in der Richtung nach Madsens Hotel, und hinter einem breiten und hohen Gestell voll trocknender Fische plötzlich verschwand. Ihm war, als hörte er hinter sich ein kurzes, ersticktes Schluchzen. Er wandte sich langsam herum. Sie stand aufrecht im weichen Dämmer der Stube, den Kopf im Nacken, sehr bleich, die Augen geschlossen.

Endlich, nach langem Zaudern, fragte er leise:

„Was ist das für ein Mensch . . . dieser Twist . . . dieser Krämer?"

Ihr Blick ging zur Erde. Ihre Stimme klang dunkel und hart.

„Allen in Skagen ist er zuwider. Die Leute kaufen in seinem Laden, weil er billige Ware hat. Sein Vater hatte in Kopenhagen am Hafen eine verrufene Schenke und den Sohn nach Skagen geschickt zu seinem Schwager, den Krämer, weil er in schlechte Gesellschaft geraten und schlimme Dinge getrieben. Der Krämer starb, und dieser Mensch wurde sein Erbe."

Sie sprach dies alles in einem herben, krampfhaft zurückgehaltenen Zorn.

„Und heute?" fragte Bork nach langem Schweigen.

„Da wollte er alles zurücknehmen, die Kündigung und alles andere, und mir mein Tuch abkaufen und jeden Preis bezahlen, den ich verlangte. Und dann . . . ja dann . . ."

Jäh brach sie ab. Und gleich darauf, aus einem wilden, verzweifelten Schluchzen:

„Fast hätt' ich's getan."

„Kare!"

Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht.

„Da klopfte es an der Tür," rief sie bebend, „da schrie ich auf! Da standest du auf der Schwelle."

Ergriffen spürte der Mann, der groß und breit vorm Fenster stand und die Dämmerung im kleinen Raum dunkel vertiefte, den entfesselten Strom aufgepeitschten Gefühls und fand nicht die Kraft, ihn zu hemmen. Was sprechen? Was tun? Er wußte sich keinen Rat. Hier war der Mensch zu Ende mit seinem armseligen Mitleid. Hier half nur Gott. Vielleicht nur der Tod . . .

„Gott? Tod?

Hatte er nicht selber das Leben bei den Schultern gefaßt und ihm ins Antlitz gerufen: Laß mich leben . . . neuen Atem verspüren. Neues Blut durch die Adern jagen. Mensch sein, unschuldig werden, wie ein neugeborenes Kind.

Kares Schluchzen verstummte. Ihre Hände glitten müde nach unten. Doch sie schaute nicht auf. Es war, als seien Blut und Leben in ihrem Körper erstarrt.

Was tun? Was sprechen?

Es kam ihm der Gedanke, irgend etwas zu sagen, das sie ablenken könnte, irgend etwas, und wenn es nur Worte waren, die ihr Gehirn aufnahm, über die sie nachdenken mußte, bis sie den Jammer ihres Herzens bedeckten.

Da sah er, wie sie die Hand flach aufhob zur Stirn und ruhen ließ unter dem kupfernen Haar, als dächte sie angestrengt nach. Nach einer Weile ließ sie die Hand wieder fallen und sagte müde:

„Ich muß das Tuch zu Ende weben. Die Frau vom Strandvogt will es noch heute holen."

„Dann will ich gehen", sagte er leise.

Sie nickte, schien völlig abwesend zu sein, denn ihre geöffneten Augen hingen unverwandt im Glimmen des Fensters.

Plötzlich ging sie rasch durch die Stube zum Webstuhl, der unweit des Fensters stand, von der Gestalt des Mannes dunkel beschattet. Eine Weile noch saß sie untätig auf ihrem Sitz, dicht vor dem breiten, vierkantigen wagerechten Gestell aus Balken, Walzen, Ständern, Bändern, Griffen und Hebel. Ohne daß sie es merkte, trat Bork vom Fenster zurück und blieb stehen, zwei Schritt weit entfernt.

In der nächsten Sekunde wurde der flache Stuhl mit bengelnden, klappenden und tackenden Geräuschen in seiner ganzen Breite lebendig. Dicht nebeneinander geschart glitten die starken, fahlgrünen Fäden von der langen Kettenwalze bis zu den Schäften, die sie aufgriffen, ihnen die letzte Ordnung gaben und weiter trugen mit leisem Geklapper. Das Webeschiffchen schoß hin und her, verwob und verflocht das weiche, wie aus dem unerschöpflichen Leib einer Spinne rinnende Garn in die straff gezogenen Fäden, die sich hoben und senkten, Fach um Fach, bis sie, Gespinst geworden, unmerklich langsam um den Brustbaum sich wanden.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Kimono

Die Geschichte einer Wandlung

Wer in Japan auf dem Lande umherwandert, kann es sich bedeutend bequemer machen, als es bei uns zu Hause der Tourist hat. Man darf getrost sogar seinen Rucksack im Standquartier zurücklassen, kann mit dem Hute in der Hand losmarschieren. Denn wohin man kommt, wo man nur in einem japanischen Landgasthaus Einkehr hält, es wird uns überall das zur Rast, zur Nachtruhe und Toilette Nötigste in die Hand gedrückt. Als allererstes Gastgeschenk Sandalen. Sie werden uns, wenn wir auf der Bildfläche auftauchen, von den Hotelmädchen flink an die Füße gelegt. Erst wenn wir sie anhaben, dürfen wir die Schwelle überschreiten, denn kein japanisches Haus duldet in seinem Inneren einen von der Straße beschmutzten Schuh. Die immer lustigen Hotelmädchen geleiten uns hinein, fahren uns des weiteren, wenn hierfür nicht eigene Bademädchen bestellt sind, zum dampfenden, siedeheißen Bade, betreuen uns dort, versehen uns mit Seifen und Bürsten, mit Handtüchern, drücken uns sogar eine nigelnagelneue Zahnbürste, sie uns für immer übereignend in die Hand, so daß einer, der Jahr und Tag in Nippon herumgereist ist, einen wohlassortierten Zahnbürstenhandel aufmachen könnte. Von den fleißigen, freundlichen Mädchen wurde auch bereits Vorsorge dafür getroffen, daß wir nach dem Bade nicht mehr die getragene Tagwäsche, den staubigen Reiseanzug anlegen müssen. Eine der Dienerinnen hilft uns in einen aus leichtem Stoffe gewobenen Kimono. Man fühlt sich in diesem, von der Schulter bis zu den Füßen leicht herabfallenden- den heißen Sommertemperaturen des Landes angepaßten Kleidungsstück äußerst wohl und behaglich. Ist es aber Herbst oder Winter, so bekommt der Gast einen schweren wärmenden Kimono umgeworfen, der innen mit sauberem Leinen ausgeschlagen ist.

Als ich freilich meine japanischen Wanderfahrten antrat, war meine Einkleidung in den Kimono nicht so rasch und spielend bewerkstelligt, als ich das eben geschildert habe. Im Gegenteil. Die feierliche Ueberreichung des landesüblichen Kleidungsstückes an meine Wenigkeit gestaltete sich stets zu einer großen Staatsaktion, zu einer lauten und lebhaften Haus- und Dorfkomödie. Zwei der Bademädchen bemühten sich nach Leibeskräften, das verflixte Ding mir an den Leib zu zerren, eines zog vorne, das andere schob rückwärts nach. Wenn sie mit manchem höflichen Zwischenruf mit munteren, an meine Person gerichteten Ermahnungen, auch selbst ein wenig mehr mitzuhelfen, ihr Ziel endlich erreicht hatten, schienen sie immer noch nicht ganz zufrieden, tuschelten sich bedeutsam zu, kicherten, holten die Kolleginnen und anderen Mädchen des Hauses. Diese tuschelten und lächelten ebenfalls, brachten Wirt und Wirtin zur Stelle. Schon hatten sich auch aus näherer und fernerer Nachbarschaft verschiedene neugierige Leute dazugeschlagen. . . Das alles umsteht mich im Kreise, besieht sich sachkundig meinen Kimono und meine für denselben viel zu große Körperlänge, schüttelt betrübt den Kopf zu dem Bilde, das sich da bietet. Der Wirt ruft etwas. Ein Hotelmädchen fliegt davon, kehrt ebenso rasch mit einem anderen Kimono zurück. Mit Schwierigkeiten wechsle ich. Das Bild bleibt so ungefähr dasselbe. Das alles ist viel zu eng, klein und kurz für mich geraten, das reicht wie ein besserer Schwimmanzug kaum knapp bis ans Knie statt bis zu den Knöcheln, bis zum Ellenbogen statt würdig bis zum Handgelenk. Ueber der Brust ist es nicht zuzukriegen, an der Schulter drohen die Nähte zu platzen. Ein zweiter, halbnackter heiliger Sebastian, von hundert schmerzhaften Augenpfeilen durchbohrt, stehe ich schäbig und kläglich im Rundkreis der lustigen Leutchen und staunenden Mädchen da. . . .

Als sich diese Kimonokomödie, die für mich sich stets zu einem halben Trauerspiel gestaltete, immer wieder und in jedem Dorfe wiederholen wollte, beschloß ich, damit gründlich ein Ende zu machen, ging in Jokohama zu einem mir bestens empfohlenen Schneider und ließ mir drei Kimonos auf den Leib messen, einen blauen, einen gelben und einen grünen, das heißt, der Grund- und Urstoff war eigentlich weiß, aber der aßen von blauen, gelben und grünen Blumen, von Blätterranken, von Vögeln und Schmetterlingen bedeckt und überwoben, daß das Weiß nur dazu da schien, um die starken und leuchtenden Farbentöne noch mehr hervorzuheben. Als ein in Blumen gehüllter, von Falkern und Vögeln begleiteter Fremdling trat ich nun auf. Wohin ich auch in meinem Rucksack meine leichten Kimonos verschleppte, überall ernteten meine poetischen, für nur wenige Yen erworbenen Blumengewänder rückhaltlose Bewunderung und vollste Anerkennung. Ueberall wurde ich aufgenommen, als ob ich schon ein halber Sohn des Landes geworden wäre. Menuire, man dienerte, man betühlte zärtlich und fachkundig den gut gewählten Stoff, kurz es war einmal wieder ein schöner Reiseerfolg.

Aber auch diese meine drei Kimonos hatten ihre eigenen seltsamen Lebensschicksale. Sie blieben mir nicht. Schon nach wenigen Wochen wurde mir der prachtvolle gelbe von einem durch seine Schönheit berückten, gewandten japanischen Nachtdieb meuchlings gestohlen, den smaragdgrünen verehrte ich später als Gastgeschenk einer Südseekönigin, damit sie ihn als Prunk- und Feierkleid an hohen Festtagen benütze. Nur der blaue hielt mir die Treue, umschmeichelte leicht meinen Körper, wenn mich die Hitze irgendwo plagte, begleitete mich über alle Meere bis nach Deutschland zurück.

Und heute, so manches Jahr, nachdem ich ihn billig erstanden, trägt ihn im Sommer und auf dem Lande meine Frau als bequemes Morgengewand. Man ist bescheiden geworden. Die schönen seidenen und reich gestickten Kimonos, die ein bekreundeter, nach Japan fahrender Kapitän auf Wunsch und nach Bedarf jeweils brachte, blieben seit dem Kriege aus. Die schon in Benützung befindlichen verblaßten wurden weggegeben. Nur mein braver Reisekimono hat seine schönen Farben sich herrlich erhalten, strahlt heute noch genau so tief azurblau wie er das früher getan, ganz wie das tiefe Meer, das da am Nippons grüne Küsten flutet. Und dieser blaue Kimono ist und bleibt für die Kinder, die Mädchen und Frauen des Dorfes, für jeden bayerischen Bauern, der ihn erblickt, etwas ungeheuer Seltsames und Rätselhaftes, ein bunter fremder Vogel, der aus einer ganz anderen Welt hereinverweht wurde. . . Und da die Dauer dieses Kleidungsstückes ewig zu sein scheint, werd' ich vielleicht einmal in der Lage sein, wenn mein Söhne groß auf die deutsche Valuta wieder besser geworden ist, so einer derselben eine Japanfahrt antreten wird, ihm meinen Kimono, durchwirkt von Blumen und hundert Erinnerungen als Wegsegen und Schutzgewand auf die Reise mitgeben.

Walter v. Rummel

Walhalla-Ersatz

Der bewegliche Aetherpalast

Für eigenartige Denkmäler für Heroen machte vor etwa fünfzig Jahren ein phantastischer Kopf, ein Herr M. Hermann, Propaganda. Er träumte von Urnen, die in den Weltenraum hinausgeschickt werden sollten. Er meinte, man müsse ein Geschütz mit einer derartig starken Ladung versehen, daß es eine Kugel mit einer Kraft abzuschießen imstande sei, die ein Herunterfallen zur Erde unmöglich mache, so daß die Kugel eine krumme Linie um die Erde beschreiben müßte und somit gleichsam einen künstlichen Mond darstellen würde, der ganz den gleichen Gesetzen unterworfen wäre, wie der natürliche Mond. Statt eines Kanonenrohrs schlug der Planetenerfinder ein Bohrloch in der Erde vor, von wo aus der Körper mit entsprechender Anfangsgeschwindigkeit ins Weltall losgelassen werden sollte. Nur wenige Meilen auf diese Art von der Erde entfernt, würde er niemals mehr zu ihr zurückkehren, sondern durch Jahrmillionen den Hauptplaneten umkreisen. Gäbe man solcher Kugel, dezierte der kleine Jules Verne, nur einen Durchmesser von 30 Metern, und nähme man an, daß sie sich von der Erdoberfläche nur um 200 Kilometer entfernte, so würden wir sie des Nachts ganz gut mit bloßem Auge wahrnehmen können, und zwar in derselben scheinbaren Größe, wie den Planeten Saturn, besonders wenn ihre Außenfläche mit möglichst vollkommenen Spiegeln überzogen würde.

Welch erhebender Gedanke wäre es nun, fuhr der phantasiebegabte Himmelsstürmer fort, einer solchen Kanonenkugel die irdischen Ueberreste eines großen Toten anzuvertrauen, den die ganze Menschheit bewundert und verehrt hat! Sein Aetherpalast würde in jeder sternhellen Nacht seine milden Strahlen über die alte Heimat ausgießen, unberührt vom Wechsel der Zeit und der politischen Gestaltungen hier unten, in alle Ewigkeit seine lautlosen Bahnen vollenden. Dann wird Goethes Wort zur Wahrheit:

„Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!"

S. H.